



UTB 2963

Eine Arbeitsgemeinschaft der Verlage

Beltz Verlag Weinheim · Basel
Böhlau Verlag Köln · Weimar · Wien
Verlag Barbara Budrich Opladen · Farmington Hills
facultas.wuv Wien
Wilhelm Fink München
A. Francke Verlag Tübingen und Basel
Haupt Verlag Bern · Stuttgart · Wien
Julius Klinkhardt Verlagsbuchhandlung Bad Heilbrunn
Lucius & Lucius Verlagsgesellschaft Stuttgart
Mohr Siebeck Tübingen
C. F. Müller Verlag Heidelberg
Orell Füssli Verlag Zürich
Verlag Recht und Wirtschaft Frankfurt am Main
Ernst Reinhardt Verlag München · Basel
Ferdinand Schöningh Paderborn · München · Wien · Zürich
Eugen Ulmer Verlag Stuttgart
UVK Verlagsgesellschaft Konstanz
Vandenhoeck & Ruprecht Göttingen
vdf Hochschulverlag AG an der ETH Zürich

Achim Hahn

Architekturtheorie

Wohnen, Entwerfen, Bauen

UVK Verlagsgesellschaft mbH

Achim Hahn ist Professor für Architekturtheorie und Architekturkritik an der Technischen Universität in Dresden.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über
<http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-8252-2963-4

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt.
Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes
ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt
insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen
und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

© Verlag Huter & Roth KG, Wien 2008. www.huterundroth.at
Lizenznehmer: UVK Verlagsgesellschaft mbH, Konstanz

Satz und Layout: Haller & Haller, Wien
Einbandgestaltung: Atelier Reichert, Stuttgart
Umschlagillustration: Entwurfszeichnung von Josef Frank, Sammlung Johannes Spalt,
mit freundlicher Genehmigung
Druck und Bindung: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

UVK Verlagsgesellschaft mbH
Schützenstr. 24 · 78462 Konstanz
Tel. 07531-9053-21 · Fax 07531-9053-98
www.uvk.de

Inhaltsverzeichnis

Vorwort	6
Einleitung	9
Architekturtheorie, Architekturpraxis	
1. Vorlesung	30
Welche Erkenntnis liefert die Architekturtheorie?	
2. Vorlesung	50
Welt und Umwelt des Bauens	
3. Vorlesung	75
Soziale Umwelt und menschliche Grundsituation	
4. Vorlesung	92
Jenseits der Zuschauerperspektive: Wahrnehmung als sinnliche Begegnung mit der Welt	
5. Vorlesung	110
Schauen, sehen, wissen: Die Wirklichkeit architektonischer Gestalt	
6. Vorlesung	133
Zur Räumlichkeit des menschlichen Verhaltens	
7. Vorlesung	157
Das Wohnen	
8. Vorlesung	178
Das Entwerfen	
9. Vorlesung	206
Ästhetische Wirkung und architektonische Erfahrung	
10. Vorlesung	224
Schön, nützlich, angemessen: Zur Einheit des Ethisch-ästhetischen	
11. Vorlesung	247
Architektonische Stile und Denk-Stile der Architekten (Zur Kritik der Architekturkritik)	
12. Vorlesung	275
Architektur und Landschaft	
Literatur	294
Namensregister	303

Vorwort

„[...] Die Baukunst ist der einzige Gegenstand, über welchen man ein solches Buch schreiben kann; denn nirgends ist das erste Bedürfnis und der höchste Zweck so nah verbunden: des Menschen Wohnung ist sein halbes Leben, der Ort, wo er sich niederlässt, die Luft, die er einatmet, bestimmen seine Existenz [...].“

Goethe an Johann Heinrich Meyer,
30. Dezember 1795

Das hier vorgelegte Buch basiert auf einer Vorlesungsreihe, die ich zuerst unter dem Titel „Ausdruck und Gebrauch. Einführung in die Architekturtheorie“ vor Studierenden der Architektur an der Technischen Universität Dresden gehalten habe. In vielen Gesprächen und Diskussionen mit den Studierenden sowie meinen Doktoranden bin ich davon überzeugt worden, dass Revisionen, Zuspitzungen, Verdeutlichungen und Ausweitungen des Vorgetragenen notwendig sind. Den Teilnehmern an den „realen“ Vorlesungen gilt an dieser Stelle mein besonderer Dank.

Ich habe für diese Veröffentlichung den Vorlesungscharakter „stilistisch“ beibehalten, da ich so versuchen kann, den Leser persönlich anzusprechen und ihm das Gefühl zu geben, dass ich mich mit ihm „im Gespräch“ befinde. Das ist gute hermeneutische Tradition. Ich bemühe mich auch, Fragen und Einwände des Lesers auf das Niedergeschriebene zu antizipieren, nicht zuletzt um ihm zu zeigen, dass auch ich mich selbst erst dahin durchringen musste, was schließlich als eine eigene „Wahrheit“ formuliert wird. Jede Vorlesung sollte thematisch in sich abgeschlossen sein und wenn nötig „für sich“ stehen können. So sind „Wiederholungen“ bzw. Querverweise auf schon Formuliertes gar nicht zu vermeiden, sondern didaktisch wünschenswert. Sie fördern, Zusammenhänge zwischen notwendigerweise verstreuten Ausführungen herzustellen. Denn mal kommt man von der einen, mal von einer anderen Seite auf ein Thema zu. Zum anderen ist es nützlich und sinnvoll, hier und dort, wo es sich ergibt, auf andere Vorlesungen (nach vorne und nach hinten) zu zeigen, wo bestimmte Fragestellungen intensiver untersucht werden. Auf der einen Seite können und müssen Probleme begrifflich vertieft

angesprochen werden, auf der anderen Seite muss dargelegt werden, dass und wie sie miteinander korrespondieren. Dem Leser wird auffallen, dass ich an einigen wenigen Stellen ungewohnt lange Zitate anführe. Warum? Weil der Leser mit dem „Denk-Raum“ eines Autors vertraut gemacht werden soll. Dies gelingt am besten, wenn man seinen Gedankengang einmal unverkürzt und nicht paraphrasierend wiedergibt. So wird man auf direkte Weise mit einem (fremden) Denken konfrontiert. Natürlich hätte ich auch präzise zusammenfassen können. Aber darauf kam es mir gar nicht an. Ein ausführliches Zitat ist immer authentischer als jede sekundäre Darstellung. Diese Methode wende ich im übrigen auch in meinen Vorlesungen in Dresden an. Statt Bilder „zeige“ ich und lese mit meinen Studenten Zitate. So werden sie auch mit der Sprache und ihren Ausdrucksmöglichkeiten, die immer etwas Einmaliges und Unmittelbares besitzen, vertraut.

Ein zentrales Anliegen jenseits aller didaktischen Eigenarten habe ich freilich stets darin gesehen, deutlich und plausibel zu machen, dass Architekturtheorie die permanent vorgetragene Erwartung abzuweisen habe, so etwas wie eine Entwurfslehre sein zu sollen. Architekturtheorie ist nicht hand- oder lehrbuchfähig, denn, so meine Überzeugung, sie liefert kein Rezeptwissen, sie taugt nicht zum stets griffbereiten Ratgeber. Es geht uns doch um andere Probleme! Der Mensch sei das Maß aller Dinge (Protagoras) und auch der Architektur (Vitruv). Was oder wer ist aber der Mensch, dass er sich überhaupt das „Maß der Wahrheit“ geben kann? Dieses Buch unterbreitet seinen Lesern einen Vorschlag, wie sich Architekturtheorie geisteswissenschaftlich ausbilden könnte, um diese Frage (neben anderen) überhaupt in ihrer Fragwürdigkeit zu verstehen. Für dieses Ansinnen traue ich dem hermeneutisch-phenomenologischen „Denkstil“ am meisten zu. Er nimmt selbst eine inhaltliche Position ein und vertritt diese, indem eine bestimmte theoretische Haltung zur Sache des Wohnens, Entwerfens und Bauens vorgetragen wird. In deskriptiver Methode und im Rückgang auf die Phänomene sowie im interpretativen Bezug zur narrativen Pragmatik der alltäglichen Erfahrung breitet Architekturtheorie ihr Können aus. Sie versucht einen Ton zu treffen, dem es mehr um Hinführung, Verstehen und Einsichten geht denn um Erklärungen und Beweisbares. Dieser Ton gewinnt seine charakteristische Mitte dadurch, dass er die Phänomene in das Ganze unserer gemeinsamen Lebenswelt stellt. Wir dürfen die ästhetische Erfahrung mit Architektur, so meine Überzeugung, nicht gegen den Gebrauch der Wohndinge ausspielen, vielmehr haben wir zu zeigen, dass jene einer Erweiterung des Gebrauchs, ja einer eigenen Gebrauchserfahrung gleichkommt. Diese primär-ganzheitliche Bezugnahme auf die Lebenswelt und das menschliche Lebensführungswissen schafft wieder ein Verständnis wenn nicht für die Einheit von Ethik und

Ästhetik, so doch für einen pragmatischen Zusammenhang von Wohnen, Entwerfen und Bauen.

Dieses Buch konnte nur geschrieben werden, weil meine Fakultät und die TU Dresden so großzügig waren, mir ein Forschungsfreiemester zu bewilligen. Die meiste Zeit durfte ich im österreichischen Alpendorf St. Martin verbringen, wo ich die Ruhe fand, meine Gedanken zu sortieren. Seitdem erkunden sich die Bewohner freundlich bei mir, ob das Buch denn nun fertig sei. Zu danken habe ich meinem Verleger, Dr. Michael Huter, der vertrauensvoll mir den Vorschlag unterbreitete, in der renommierten Schriftenreihe der UTB zu veröffentlichen. Verschiedene Kapitel einer früheren Fassung lasen meine Kollegen Prof. Dr. Eduard Führ und Dr. Henrik Hilbig. Ich danke Ihnen sehr für ihre freundschaftliche und konstruktive Kritik.

Berlin/Dresden Januar 2008

Einleitung

Architekturtheorie, Architekturpraxis

Entwerfen und Wohnen, Wohnen und Entwerfen – im Rahmen dieses Tuns und Erduldens hat sich Architekturtheorie zu etablieren. Sie weiß, dass sie sich auf eine Wirklichkeit einlässt, der sie nur nachträglich ihre Wirkung auf das Leben nachspüren und nachsprechen kann. Dabei macht sie unvermutete Entdeckungen, zum Beispiel diejenige, von der der Philosoph Ernst BLOCH (1885–1977) handelt:

Nicht überall muß gleich der Fuß hingesezt werden. Wie schön sieht eine entworfene Treppe aus, klein eingezeichnet. Immer schon wurde der Reiz der Pläne und Aufrisse bemerkt. Das meiste davon geht ins fertige Haus ein, und doch war es Geschöpf auf dem Papier, das zart ausgezogene, ein anderes. Ähnlich frisch, zuweilen auch trügend wirken gezeichnete Innenräume, selbst wirkliche Zimmer, sofern sie durchs Schaufenster gesehen werden oder durch eine Schranke abgetrennt sind. Wer wollte nicht in diesen edel schwellenden Sesseln ruhen, unter der freundlich gestellten Lampe, im abendlichen Zimmer. Möchte uns sein Friede eigen sein, der ganze Raum erzählt von Glück. Aber das Glück liegt im bloßen Blick von außen, Bewohner könnten es nur stören. Auch hier also lebt der reizvolle Plan fort, wengleich als körperlich gewordenener; eine täuschende Frische des Entwurfs lebt im unbetretenen Raum noch fort.¹

Am Wort „Glück“ reibt sich beides: der Entwurf und das Wohnen. „Glück“ (griech.: *eudaimonia*, wörtlich übersetzt: *der gute Dämon*) bringt das Strebeninteresse des Entwerfers, einen „schönen, gelungenen Raum“ zu schaffen, ebenso zum Ausdruck wie die Erwartung des Bewohners, im Frieden zu bleiben. Im Übergang dieser Wahrheiten hat Architekturtheorie ihren Platz: Damit das Entwerfen wirklich „glücken“ und gelingen kann, d.h. den Hin-sichten des Wohnens entspricht, bedarf es nicht nur des positiven Wissens von Ursachen, Wirkungen und Mitteln, sondern ebenso des Könnens, die Ziele, Zwecke, Prinzipien und Maxime der menschlichen Lebensgestaltung zu treffen.

1 Bloch 1959, 819

1. Warum Theorie?

„Nicht das Leben möglich, sondern es glücklich zu machen, sollte seit der Antike der Ertrag der Theorie sein.“² Dabei können wir es offen lassen, ob das menschliche Theoriestreben dem Naturbedürfnis der puren Lebenserhaltung oder dem ungenötigten Impuls frei gewählter Neugierde folgt. Es ist aber Skepsis einer Theorie entgegen zu bringen, so Hans BLUMENBERG (1920–1996), die sich allein innerwissenschaftlicher Problemlagen verdankt, denen gegenüber sie sich doch gerade kritisch oder begründend verhalten soll. Es stimme nämlich etwas mit der Motivationslage nicht, wenn Wissenschaft und Theorie sich wechselseitig bestätigen. Theorie bezieht ihre Beweggründe und Fragehaltung nicht aus dem akademischen Lehr- und Forschungsbetrieb, sondern empfängt sie von außerwissenschaftlichen Anregungen. Deshalb ist eine problematische Situation von Theoriebildung und ihrer gesellschaftlichen bzw. lebenspraktischen Relevanz erreicht, „wenn die motorischen Impulse der Theorie nicht mehr unmittelbar aus der ‚Lebenswelt‘ kommen, nicht mehr aus dem menschlichen Interesse der Orientierung in der Welt, nicht mehr aus dem Willen zur Erweiterung der Wirklichkeit oder dem Bedürfnis nach Integration des Unbekannten.“³ Inwiefern kann die Architekturtheorie in ihrer gegenwärtigen Ausrichtung dieser Maxime gerecht werden?

Dass sich eine Fachwissenschaft über ihre leitenden Begriffe und Voraussetzungen sowie die zentralen Texte ihrer eigenen Profession verständigen muss, steht außer Frage. Nicht nur das: Sie muss die interne Auseinandersetzung mit den Klassikern und klassischen Texten als wesentlichen Zug der Schärfung und Profilierung der Disziplin unentwegt anstreben, fördern und durchführen. Dabei geht es nicht allein darum zu entscheiden, was jeweils zum Kanon gehört, sondern ebenso zentral ist die Interpretation ausgewählter Meisterstücke. Eine Disziplin ist immer so frisch und aufregend, wie es ihr gelingt, aus aktuellem Anlass, d.h. hinsichtlich des gesellschaftlichen und sozialen Wandels, ihren Traditionsbestand mit neuen Fragestellungen zu konfrontieren.

Bei einer Disziplin wie der Architekturtheorie darf man getrost danach fragen, auf welchem Weg sie zu einem Einverständnis über ihre kanonischen Begriffe, Texte und Themen kommen will. In ihren Reihen führt sie keine autoritativen Wissenschaftler, die in beispielgebender Virtuosität die Themen, Aufgaben, zentralen Unterscheidungen und Grundbegriffe der Disziplin festlegen konnten. Von konsistenter Methodologie und Methode ganz zu schweigen! Stattdessen scheint man sich unter Architekten damit zufrieden zu geben, unter Architekturtheorie das verstehen zu wollen, „was von Archi-

2 Blumenberg 1997, 266

3 A.a.O., 265

tekten zu ihren Werken geäußert wird. Das hat natürlich große Tradition, ist teilweise ganz spannend, kommt aber heute oft sowohl als Pseudophilosophie daher, von der man meint, dass ihre Tiefe in der Unverstehbarkeit liege, als auch als Legitimations- und Marketinggeschwätz, bei dem jeder Mist durch eine Reihe beliebiger, aber sprachgewichtiger Satzmodule übertüncht wird.⁴⁴ So kann Architekturtheorie freilich nicht grundlegend gesichert werden. Sie muss mit ihren Möglichkeiten in dem außerwissenschaftlichen Umkreis verankert sein, aus dem ihre zentralen oder prinzipiellen Fragestellungen und Bedeutungen erst zu gewinnen sind. Damit bleibt sie zum einen gebunden an das menschliche Erfahrungsleben, zum anderen an die Wissenschaften, die kompetent dieses lebensweltliche Feld bereits bearbeiten. Ein auch methodologisch anspruchsvolles Verständnis vom bauenden und wohnenden Menschen und seiner Welt lässt sich weder intern aus einer Beobachtung der herstellenden Tätigkeit des „Bauens“ noch extern im Horizont einer als Ästhetik missverstandenen Architekturbetrachtung erzielen.

Vergewissern wir uns zunächst des Aufgabenfelds und des disziplinären Rahmens, in welchem sich die Architekturtheorie derzeit bewegt.⁵ Aus Mangel an einer plausiblen Grundlegung ihrer Disziplin, behilft sich die Architekturtheorie seit Jahrzehnten damit, Anthologien zusammenzustellen in der Hoffnung, bei gegenseitiger Reibung der Autoren könnte ein Funken von Einsicht überspringen.⁶ Immer wieder werden „neue“ Autoren „entdeckt“ in der Hoffnung, sie könnten dem Bauen und Beschreiben der Bauaufgabe entscheidende Impulse geben. Fritz NEUMEYER (*1946) empfiehlt der Architekturtheorie, „ein neues Bewusstsein von der Kontinuität des Nachdenkens über die eigene Disziplin herzustellen und dieses zur Fortsetzung offene Erbe neu zu erschließen“.⁷ Wünschenswert wäre es sicherlich, wenn dies gelänge. NEUMEYER versucht, die Architekturtheorie selbstbewusst gegen Nachbardisziplinen wie die Philosophie abzugrenzen. Mit seinem Semper-Nietzschebuch *Der Klang der Steine* hat er viel in dieser Richtung geleistet.⁸ Eine Kontinuität und ein Erbe müssten aber doch auch im je konkreten Ringen um die Haltung des Theoretikers zur lebensweltlichen Bedeutung seines Gegenstands zum Tragen kommen. Auch Werner OECHSLIN (*1944) erwähnt „beiläufig ... (den) Zusammenhang moderner Theoriebildung mit

4 Führ 2005

5 An dieser Stelle möchte ich auf das von Eduard FÜHR und Fritz Neumeyer im Jahr 2004 durchgeführte Rundgespräch zur Architekturtheorie verweisen, dessen Beiträge im Internet veröffentlicht vorliegen. Darin ist ein einzigartiger Überblick über die derzeitige Lage der deutschsprachigen Architekturtheorie zusammengestellt, vgl. Wolkenkuckucksheim <http://www.cloud-cuckoo.net>.

6 Gerade in jüngster Zeit sind entsprechende Zusammenstellungen veröffentlicht worden. Ich nenne hier: F. Neumeyer, Quellentexte zur Architekturtheorie (2002); Á. Moravánszky, Architekturtheorie im 20. Jahrhundert (2002); G. de Bryun, *architektur-theorie.doc*. Texte seit 1960 (2003); V. Lampugnani u. a., *Architekturtheorie 20. Jahrhundert* (2004). Siehe auch die bei Moravánszky genannten us-amerikanischen Anthologien, 2002, 4, Anm. 13

7 Neumeyer 2005

8 Neumeyer 2001

der Tradition der Architekturtheorie“.⁹ Schauen wir näher hin, dann merken wir, dass es OECHSLIN um Kunsttheorie bzw. Ästhetik geht. Aber in einem kunstwissenschaftlichen Diskurs werden wir das pragmatisch-erfahrungsmäßige der Wirklichkeit von Architektur niemals entdecken. Insofern gibt es an dieser Stelle keine gelebte Tradition, die der Architekturtheorie aus ihrem Dilemma der Lebensweltvergessenheit heraushilft. So mag es den interessierten Beobachter auch nicht verwundern, wenn er feststellt, dass innerhalb der aktuellen Architekturtheorie kein Konsens darüber besteht, über was wir uns unterhalten, wenn wir uns „theoretisch“ zur Architektur verhalten: über Bau-Kunst, über die Befriedigung vitaler Bedürfnisse, über Massenphänomene, über kulturhistorische Formen von Umweltaeignung usw. Ich schließe mich hier dem Urteil Fritz NEUMEYERS an, der von der „durchgängig anzutreffende(n) allgemeine(n) Sprach- und Begriffslosigkeit“ spricht, die freilich nicht nur bei Studierenden der Architektur auftaucht.¹⁰ Ákos MORAVÁNSZKY (*1950) weist zurecht auf die „Ortlosigkeit der Architekturtheorie“ hin, die verstärkt zur Bereitschaft geführt habe, „Methoden und Inhalte der Geistes- und Naturwissenschaften zu absorbieren“¹¹.

Es ließen sich ohne großen Aufwand einige Passagen aus gegenwärtigen architekturtheoretischen Werken anführen, die interessante, aber auch eigenwillige Zugänge zum Phänomen Architektur gewählt haben. In der Regel sind sie untereinander nur schwer vergleichbar. Dies hat wohl in erster Linie damit zu tun, welche gelernte Wissenschaft der jeweilige Autor im Rücken hat. Der überwiegende Teil ist von Hause aus Kunstwissenschaftler bzw. Kunst- oder Bauhistoriker. Freilich finden wir auch Architekten darunter, die sich auf die Theoriegeschichte ihres Fachs spezialisiert haben. Dies ist nicht zu kritisieren. Angreifbar ist jedoch die fehlende Reflektion der eigenen Position und ihrer Prinzipien im Umfeld pluralistischer Weltdeutungen sowie die Unschärfe der Begriffsverwendung. Ich möchte dies an folgendem Beispiel anschaulich machen. Hanno-Werner KRUFF (1938–1993) stellt in seiner groß angelegten Geschichte der Architekturtheorie folgende These auf: „Die Wirkung der Architekturtheorie auf die gebaute Architektur ist durch Ambiguität [Mehrdeutigkeit] ... gekennzeichnet. Sie kann Normen setzen, deren Erfüllung eine wirklich schlechte Architektur nahezu unmöglich macht. ... Es muß möglich sein, Architekturtheorie an der gebauten Architektur zu überprüfen. Darf man darüber hinaus folgern, dass gute Architektur immer theoretisch begründbar ist oder sogar begründet werden muß?“¹²

9 Oechslin 2005

10 Vgl. Neumeyer 2005

11 Moravánszky a.a.O., 6

12 Kruff 1995, 16

KRUFT spricht von „guter Architektur“ und bringt damit eher beiläufig den Aspekt von „guter“ (wohl im Gegensatz zu „schlechter“) Architektur ins Gespräch, ohne auf die vielfältigen Verwendungsweisen von „gut“ einzugehen. Offensichtlich bemerkt er gar nicht, dass er hier eine lebensweltliche Überzeugung ausspricht – nämlich dass Jedermann am „Guten“ interessiert ist – der nachzuforschen architekturtheoretisch unverzichtbar ist. Umgangssprachlich verwenden wir oftmals gut und schön in fast gleichem Sinne. Das Schöne erfreut uns und tut uns gut – gleichermaßen. Der schön geschnittene Anzug steht uns gut und passt obendrein. Wir zeigen das, indem wir ihn oft und gerne tragen. Könnte man dies aber theoretisch begründen? Etwa so: Nimm nur diesen Stoff und diesen Schnitt, dann wird es ein „schöner“ Anzug, der gut sitzt und oft getragen wird? Wohl kaum. Wichtig ist in diesem Fall, dass der Schneidermeister seine Werkzeuge fehlerlos gebraucht. Dafür benötigt er weder einen strengen Begriff von „Werkzeug“ noch gar eine Theorie. Allein die „Hinsicht des Gebrauchs“¹³ zählt. Aber diese Hinsicht kann durchaus ein Verständnis von „guter Arbeit“ enthalten. Unser Meister wird sich bei seinem Tun auf etwas verstehen! Der erfahrene Maßschneider wird mehr als nur ein leidlicher Menschenkenner sein und die Persönlichkeiten und Vorlieben seiner Kunden kennen. Vielleicht muss er auch einiges von den Gelegenheiten wissen, bei denen dieser Ansatz getragen werden soll. Wir wollen uns wohlfühlen, wenn wir seinen Anzug tragen. Diese lebensweltliche Fundierung des Guten in einem „guten, gelingenden Leben“ hat offensichtlich nichts mit Theorie, wie KRUFT sie sich vorstellt, zu tun. Sie hat aber gewiss damit zu tun, dass man „gut“ und „schön“ nicht vom Gebrauch und Gefallen derjenigen Dinge abstrahieren darf, die man als gut und schön anspricht.

„Gute“ Architektur hingegen, wie KRUFT glaubt, entspreche der Anwendung gewisser Regeln, insofern sie diese erfüllt oder auf sie zurückgeführt werden kann. Ist Architektur „gut“ und „gelingen“, weil sie nach festgeschriebenen Regeln der Kunst „gebaut“ wurde? „Gut“ ist aber auch ein moralischer Terminus, mit dem wir angeben, ob ein Tun unseren ethischen Lebensanforderungen entspricht oder nicht. Insofern wird es als Prädikat benutzt. „Das hast du gut gemacht.“ Damit bewerten wir ein Handeln, indem wir auch auf seine Folgen achten. Waren das Entwerfen, das Planen, das Bauen „gut“? Ist es aber möglich „gut“ im moralischen Sinne zu verwenden, wenn wir das Bauen (Herstellen) beurteilen wollen? Hier können wir doch nur untersuchen und feststellen, dass alles fachgerecht und insofern richtig, d.h. nach gesetzten und daher überprüfbaren „Regeln einer Kunst“ gemacht wurde. Allein der Sachverständige oder Fachmann kann die Richtigkeit eines Machens überprüfen. Eine Architektur als „gut“ zu bezeichnen, setzt indes

Erfahrungen mit ihrem Gebrauch voraus. „Gut“ können die Erfahrungen genannt werden, die eine menschliche Gemeinschaft im Umgang mit einer Architektur macht. Dieser Umgang wird dann als angenehm und nützlich bewertet in Bezug auf Angelegenheiten des Lebens, die man „mit“ einem Bauwerk verbindet. Achten wir deshalb auf die Folgen gemachter Erfahrungen!

Mit den folgenden Autoren fühlt sich mein Ansatz verwandt. Er teilt mit ihnen die wesentlichen Fragen und eine differenzierte Sicht auf ihre wissenschaftliche Beantwortung. Dennoch ist es angebracht zu zeigen, wo ich dennoch eine andere Haltung einnehme und zu eigenen Antworten komme. Auch dies kann in dieser Einleitung nur kursorisch-prinzipiell an drei Beispielen vorgetragen werden.

Häufig begegnen wir einem „Übersetzen“ von Architektur mit Baukunst. Dabei ist nicht immer ganz klar, was unter „Kunst“ verstanden werden soll. Es geht zum einen um die gesellschaftliche (begriffliche) Einordnung und Würdigung des „Könnens“, zum anderen um die Beurteilungsmaßstäbe gegenüber dem Hergestellten. Ich zitiere, um uns fürs erste ein wenig Klarheit zu verschaffen, den amerikanischen Philosophen und Architekturwissenschaftler Karsten HARRIES (*1937), der dieses Problem reflektiert: „Warum überhaupt Architektur? Verstehen wir Architektur einfach als das Bauhandwerk oder Baufach, den Architekten als den Baufachmann oder Bautechniker, beantwortet sich unsere Frage von selbst: so verstanden gehört Architektur zum alltäglichen Leben: es geht nicht ohne sie. Aber das Wort ‚Architektur‘ erhebt ja oft höhere Ansprüche, definieren wir doch Architektur als Baukunst, und Kunst meint hier mehr als ein besonders geschultes Können, erhebt Anspruch auf Schönheit und Schöpferkraft“.¹⁴ Wenn HARRIES Architektur als (relativ autonomer) Kunst höher bewertet als das „Lebensmittel“ Architektur, dann verzichtet er auf eine Fülle alltäglicher Erfahrungen und nicht-ästhetischer Erkenntnisse.

Fritz NEUMEYER benutzt einen Theoriebegriff, wie er sich seit der Neuzeit mit ihrem Wissenschaftsverständnis immer drängender durchgesetzt hat. „Alle Theorie ist notwendigerweise Systemglaube und gründet, wie jeder Glaube, auf Metaphysik“.¹⁵ Er will damit zum Ausdruck bringen, dass jede Theorie danach strebt, ein lückenloses Ganzes („System“) zu errichten, mit dem ihre Besitzer die Realität in ihrer „Was-heit“ definitiv in Griff bekommen wollen. Dabei muss stets schon eine Idee von Ordnung vorausgesetzt sein, auf welche das ausgedachte System zu passen hat. Ordnung und System bedingen bzw. ergänzen sich gegenseitig. Architekturtheorie macht hier keine Ausnahme, argumentiert NEUMEYER. Aber nicht jeder theoretische Bezug

14 Harries 1996

15 Neumeyer 2002, 9

zur Welt ist systemisch, möchte ich zu bedenken geben. Mit „Realität“ wird traditionell der Bereich benannt, den der Mensch kraft seiner Vernunft (ratio) erforscht hat. Es ist der Bereich des Wissens, der das „Was“ der Dinge zu erfassen hofft. Dieser „rationalistische“ Weltbezug grenzt sich in seiner Haltung von der pragmatischen Lebenswirklichkeit ab, die am „Wie“ der Welt interessiert ist. An dieser Differenz setzt die Fundierung der hermeneutischen Philosophie durch Wilhelm DILTHEY (1833–1911) an. Er war davon überzeugt, dass die Geistes- und Kulturwissenschaften „kein System bilden“.¹⁶ Bezieht sich NEUMEYER in seiner Bestimmung von Theorie auf den Begriff „Kosmos“, so dürfen wir diesen nicht als ein System im neuzeitlichen Sinne deuten. „Kosmos“ meint Welt. Welt in dem profunden Sinne, dass sich das menschliche Dasein und Selbstverständnis im Ganzen darin wiederfindet. Der „Bezug“ zum Kosmos oder zur Welt gehört zur menschlichen Existenz als ihrer Grundverfassung des In-der-Welt-seins. Das bedeutet aber nicht, dass Kosmos oder Welt als ein lückenloses System rationalologisch durchdacht und aufgefasst werden können. Welt oder Kosmos bilden den fraglosen und gewissen Hintergrund für unser Tun und Lassen. Sie sind Verstehens- und Auslegungshorizonte, die sich hermeneutisch erschließen lassen, wie DILTHEY wusste. Im tatsächlichen Verhalten und Verstehen zeigt sich erst das „Wie“ der Haltung zum Dasein und zur Welt. „Systeme“ hingegen sind weltlose Konstruktionen des wissenschaftlichen Verstandes, die den Menschen von seinem unmittelbaren Verhältnis zur Wirklichkeit kompromisslos abschneiden.

Angesichts des Dilemmas, heute keine ernstzunehmende Architekturtheorie vorzufinden, bemüht Eduard FÜHR (*1947) einen Ausweg in einer Historisierung der Architekturtheorie. Er sucht nach dem Anfang der Disziplin – und findet ihn, wenig überraschend, in dem römischen Heeresbediensteten VITRUV (etwa 75–10 v. Chr.), dessen *Zehn Bücher über Architektur* als Initialisierung der Architekturtheorie gelten. Ähnlich wie NEUMEYER recurriert FÜHR zunächst auf das mit der (römischen) Antike und selbstverständlich mit VITRUV verbundene *Ordnungssystem* und verknüpft dies mit dem Inhalt jeglicher Architekturtheorie. Interessanterweise nennt FÜHR diese Ordnung jedoch eine „Ordnung des Handelns“. Leider bleibt, so weit ich sehe, unberücksichtigt, wie denn dieses Handeln (und Wissen) differenziert werden könnte, gerade wenn, wie FÜHR es glänzend vorführt, die VITRUVSchen Begriffe *architectura* und *aedificatio* unbedingt zu unterscheiden sind.¹⁷ Wenn nun allein *architectura* Wissenschaft (scientia) ist, wie FÜHR herausstellt, warum soll sich dann die Architekturtheorie überhaupt mit einem Herstellungswissen, das mit der *aedificatio* (nach FÜHR mit „Bauwesen“ zu übersetzen)

16 Perpeet 1997, 71

17 Liegt hier möglicherweise ein ungewollter Vorgriff auf eine wesentliche Unterscheidung, nämlich die zwischen *entwerfen* und *bauen*, verborgen?

verbunden ist, herumschlagen? Ohne Frage ist die Konsequenz, die gezogen wird, nachvollziehbar: „*architectura* ist also als Architekturwissenschaft verstandene Architekturtheorie.“¹⁸ Offensichtlich sind wir einem Missverständnis aufgesessen, als wir Architektur mit Baukunst gleichgesetzt und damit VITRUV modernisiert und unserem gängigen Sprachgebrauch angepasst haben. Aber welche Art „Folgen“ praktizieren wir, wenn wir VITRUV „neu“ übersetzen? Ist er uns noch Vorbild darin, *architectura* oder Architekturtheorie als „ein wahrheitssichtendes (d.h. theoretisches) praktisch werdendes System von Ordnung“¹⁹ aufzufassen? Auch hier ist die Frage zu stellen, ob es sinnvoll ist, VITRUVS Verständnis von Ordnung als „System“ zu modernisieren. FÜHR bejaht diese Möglichkeit und macht Vorschläge, wie eine moderne Wissenschaftstheorie damit umgehen könnte. Er setzt sich für die Nutzerperspektive ein und weist auf den „heute weitgehend verloren“ gegangenen Zusammenhang von „bauen, wohnen und denken“ hin, den die Antike noch gekannt habe.²⁰ Das „Machen von Wissenschaft“ deutet FÜHR als einen Vorgang, der von Erfahrung zu Erkenntnis führt. Erkenntnisse müssen aber stets verbalisiert werden, in der Regel als Beschreibung dessen, was man nicht sieht, da man dem Denken bei seiner Arbeit ja nicht zuschauen kann. Wissenschaftliches Beschreiben und Argumentieren zeichnen sich vor allem dadurch aus, dass sie Begriffsarbeit sind. Der Begriff muss dem Gegenstand, dessen Begriff er ist, adäquat sein. Damit sind Anforderungen formuliert, die heute vom Architekten verlangt werden dürfen: „Architekturtheorie als Theoretisieren von Architekten und als Bildung einer Theorie ist unabdingbar für das entwerfende und planende Handeln von Architekten“.²¹ Aber am Ende frage ich mich, was mit einem „Theoretisieren von Architekten“ und einer „Bildung einer Theorie“ eigentlich erreicht ist, wenn diese nicht ausdrücklich bedenkt, wie das Entwerfen und Planen zu einer *Orientierung* kommen können, die selbst wiederum nicht aus Inhalten eines „technischen“ Entwerfer- oder Planerwissens abgeleitet ist? Dass Studenten der Architektur lernen müssen, ihre Entwürfe und Planungen zu erläutern und in ihren Konsequenzen zu bedenken, sollte selbstverständlich sein. Aber ist mit dieser Fähigkeit der eigenen Leistungsbeschreibung schon der überhaupt mögliche Theoriegehalt gefasst? Ist eine plausible Erklärung einer Entwurfsidee vergleichbar der „Bildung einer Theorie“? Die Ausrichtung des Entwerfens und Planens auf nicht-technische Ziele könnte indes ein sinnvolles Terrain der Architekturtheorie sein.

18 Führ 2005

19 A.a.O. Während Eduard Führ, wie er mir mündlich mitgeteilt hat, durchaus in Vitruvs Begriff der *ratiocinatio* das Vorbild ARISTOTELES erkennt, bin ich eher skeptisch, ob Vitruvs Verständnis von „Können des Architekten“ Anklänge an die *Nikomachische Ethik* aufweist.

20 Vgl. Führ a.a.O.

21 A.a.O.

Geben wir an dieser Stelle eine verdichtete Beschreibung der zeitgenössischen architekturtheoretischen Vorstellungen und ihrer Auslassungen:

Architekturtheorie sucht nach Regeln und Normen des Bauens und Beschreibens. Sie interpretiert Architektur als Baukunst und rückt so Architekturtheorie in die Nähe einer Bau- und Architekturästhetik. Architekturtheorie fragt aber nicht nach dem Guten der menschlichen Praxis, fragt nicht hinlänglich nach dem Wozu und Worumwillen des Entwerfens und Bauens. Sie stärkt nicht konsequent ihr Bild vom Menschen, um dessen Wohnen, Entwerfen und Bauen es geht. Dies hängt damit zusammen, dass sie nicht radikal genug nach dem forscht, was Theorie ist.

2 Zur Autorität Vitruv und das Unternehmen „Architekturtheorie“

Versuchen wir nun uns selbst ein Bild vom Aufkommen jenes Theoriebedürfnisses zu machen, das auf ein Interpretieren des Tuns des Architekten und seines Umfelds gerichtet ist. Dabei wollen wir darauf aufmerksam sein, ob mit dem historischen VITRUV tatsächlich der Beginn von Architekturtheorie und von architekturrelevanter Theorie überhaupt zu reflektieren ist, dahinter dann nicht mehr zurückzugehen ist. Wie NEUMEYER und FÜHR werden wir uns, so knapp es einer Einleitung zumutbar ist, mit den vermeintlichen Anfängen dieses Bewusstseins auseinanderzusetzen haben.

Wie wir heute wissen, ist der Begriff Architekt überhaupt erst seit dem 5. Jahrhundert v. Chr. bezeugt.²² Er leitet sich vom griechischen Wort *architekton* ab, das wiederum auf den griechischen Ausdruck für Zimmermannshandwerk zurückgeht. Daraus können wir schließen, dass der Architekt in früharchaischer Zeit zunächst mit Holz und erst später auch mit Stein als Baumaterial umging. Diesem griechischen Wortfeld ist der lateinische Ausdruck arc(h)itectus entlehnt, den VITRUV verwendet. Im antiken Verständnis bezeichnet das Wort „Architekt“ mit dem Bauen verbundene banausisch-handwerkliche Tätigkeiten. Dass die Aufgabe des Bauens in einer Person gebündelt werden musste, wurde wohl beginnend mit der Organisation erster großer Bauprojekte der griechischen Bürgergemeinschaft nötig und erkannt. In die Tätigkeit des Architekten ist damals überhaupt noch nicht eine schöpferische und künstlerische Berufsauffassung, wie wir sie heute kennen, eingegangen. Der Architekt der Antike hatte sich auf verschiedene Fertigkeiten mental und praktisch zu verstehen, weshalb sein Wissen überhaupt nicht theoretisch-analytisch war, sondern sich auf Umgangserfahrungen mit vielen Bauaufgaben bezog, so dass der Althistoriker Christian MEIER (*1929) zur

22 Im Folgenden beziehe ich mich auf verschiedene Artikel in: *Der neue Pauly*: Enzyklopädie der Antike (Hgg. Cancik/Schneider) 1996 ff. (mehrere Bände), auf Thielscher 1961, auf Knell 1991, Germann 1993 sowie Bleicken 1978

Kennzeichnung dieses Erfahrungswissens von einem Könnensbewusstsein spricht.²³ Dieses „Könnner“-Bewusstsein orientiert sich am Handlungsvermögen des Sachkenners. Es behandelt jeden neuen Praxisfall für sich. Parallelen zu schon vollendeten Bauten konnte deshalb nur derjenige ziehen, der über einen gewissen Erfahrungsreichtum verfügte, um die praktisch gewonnenen Aspekte bereits erledigter Bauaufgaben auf die aktuelle Herausforderung anzuwenden. Damit war das handwerklich-praktische Können entscheidender und wichtiger als ein allgemeines architektur-theoretisches Wissen.

Wir dürfen uns den archaischen und klassischen Architekten öffentlicher Gebäude nicht als eigensinnigen Schöpfer und autonomen Gestalter vorstellen. Er war in seinem Selbstverständnis eingebunden in das soziale Institutionengefüge der politischen Gemeinde einer Polis. Oft scheint der Architekt ein technisch begabter „Autodidakt“ und nicht notwendig ein im Bauwesen kontinuierlich beschäftigter Erwerbstätiger gewesen zu sein. Für die klassische Epoche ist deshalb auch von der „kollektiven Phase“ des griechischen Bauwesens gesprochen worden. Als Individuum tritt der einzelne Architekt nur selten in Erscheinung und wenn, dann lassen sich prominente Architektennamen nur mit einem einzigen Bauwerk konkret in Verbindung bringen. Neben der bauhandwerklichen Aktivität vermittelten die Architekten zwischen dem lokalen Bauhandwerk und den Polisgremien. Erst in spätklassizistisch-hellenistischer Zeit entwickelt sich der Architekt zum Spezialisten mit gelegentlich auch theoretischem Interesse. Er war dann in der Regel an Königshöfen, von Priesterschaften oder Polisgremien dauerhaft beschäftigt. Er benötigte nun universelle Kompetenz hinsichtlich handwerklicher Fähigkeiten und Kenntnisse, was ihn über auf einzelne Herstellungsweisen spezialisierte Handwerker und Künstler hinaushob. Darüber hinaus wurde verlangt, dass sich der Architekt in Geometrie, Mathematik und Zeichenkunst auskannte und schließlich musste er auf ein Organisations- und Kalkulationsvermögen zurückgreifen können und fähig sein, etwas schriftlich darzustellen und auszudrücken. Da ihn seine Stellung zwang, zwischen Auftraggeber, Behörde und Unternehmen zu agieren, erwartete man auch ein rhetorisch geübtes Verhalten. Schließlich hatte er als ein verlässlicher Partner zu gelten. Gegenstand der Tätigkeit des Architekten in der griechischen Antike war neben der Erstellung einer Bauzeichnung vor allem deren logistische Umsetzung, ferner die Planung und Organisation des Bauvorgangs selbst. Als mit dem 4. Jahrhundert v. Chr. die Großprojekte zeitlich unüberschaubar geworden waren, nahmen die Verwaltungsaufgaben überhand, so dass mit den handwerklich-praktischen Aufgaben des Projekts eine weitere Person betraut wurde.

23 Vgl. Meier 1980, 435 ff.

Das an den modernen Ingenieur erinnernde Berufsbild des Architekten, wie es VITRUV beschreibt, scheint sich erst mit späthellenistischer Zeit herausgebildet zu haben. Dieses Bild wurde dann aber in der römischen Kaiserzeit die Regel. Zugleich ist die römische Architektur noch anonymere als die griechische, Bauten sind überwiegend nur mit den Namen der Auftraggeber, selten mit dem Namen eines Architekten verbunden. Der römische Architekt ist nicht nur vielseitiger Handwerker. Neben der Beherrschung der baurechtlichen Bestimmungen galt es, sich mit technischen Neuerungen vertraut zu machen. So musste er sich in Fertigkeiten einüben, die als Folge technischer Innovationen sich im römischen Bauwesen durchsetzten. Daneben wuchsen die Bauaufgaben. Hatte es der griechische Architekt im Bauprozess mit einer vergleichsweise kleinen Zahl hoch qualifizierter Unternehmer-Handwerker zu tun, so dirigierte der römische Architekt bei Großbauten Heerscharen ungelerner Hilfsarbeiter. Man darf wohl auch annehmen, dass in der römischen Kaiserzeit der Beruf des Architekten prestigeträchtig genug war, was verschiedene Versuche römischer Kaiser belegen, sich selbst als Architekten zu versuchen.

Wie ist nun in diese zugegeben knappe Vor-Geschichte des Architektenberufs und des damit verbundenen Könnens der Begriff „Architekturtheorie“ einzuordnen, unter dem wir heute den Inhalt der *Zehn Bücher* des VITRUV verstehen? Der Ausdruck „Architekturtheorie“ war in antiken Zeiten unbekannt. Er entspringt einem neuzeitlichen Sprachgebrauch und Interesse, ohne dass aber in der Folge ein einheitliches bzw. allgemein anerkanntes Begriffsverständnis entstanden ist und sich durchsetzen konnte. Die *Zehn Bücher* sind also tatsächlich das erste Werk über Architektur, das als Architekturtheorie bezeichnet werden könnte. Der Leitfaden einer entsprechenden Betrachtung, den VITRUV vorgibt, besteht aus Problemen der Ästhetik und aus Regeln, unter deren Anwendung vollkommene Schönheit angestrebt werden kann. Als Vorstufen zu solcherart Architekturtheorie gelten Beschreibungen, die von griechischen Baumeistern seit archaischer Zeit zur Erläuterung und zum Verständnis ihrer Werke angefertigt worden sind. Ihr zeitgemäßer Sinn wird jedoch nicht darin bestanden haben, theoretische Einsichten zur Architektur festzulegen, sondern sie gehörten zur notwendigen Plan- und Baubeschreibung, wie sie damals für einen Bauauftrag erforderlich war. In der klassischen Epoche treten dann konzeptionelle und theoretische Aspekte des Entwerfens entschiedener hervor. Vor allem Proportionsfragen und Bemühungen, uneinheitliche Bestandteile von Architektur befriedigend auszugleichen, werden diskutiert. Auch erscheint es kaum möglich, bedeutende Bauten herzustellen, ohne im Entwurfsprozess eingehend Lösungsvarianten auch theoretisch durchdrungen zu haben. Wenn wir festgestellt haben, dass mit dem Werk VITRUVS ein erstes architekturtheoretisches Mani-

fest vorliegt, so bedeutet dies keinesfalls, dass er damit die Basis für jegliches theoretisches Wissen gelegt hätte. Das Gegenteil ist der Fall! Wie wir gleich sehen werden, hat VITRUV eine schon gut 350jährige Theorietradition auf seine ganz eigenwillige Weise beerbt und dabei wesentliche Elemente der theoretischen Haltung zur Welt ignoriert.

3 Die Erfindung der „Theorie“

Denn den grundsätzlichen und wesentlichen Schub bekam die Einnahme eines theoretischen Standpunkts gegenüber der Welt und der Bewältigung alltagsweltlicher Aufgaben durch die seit dem 5. Jahrhundert sich vehement anbahnende und bald sich durchsetzende *wissenschaftliche Erkenntnishaltung*. Erst auf der Grundlage der von PLATON (427–347 v. Chr.) und ARISTOTELES (384–322 v. Chr.) geschaffenen philosophischen Einstellung gegenüber Natur und Gesellschaft konnte Theoriebildung überhaupt und Architekturtheorie im Besonderen möglich werden. Um welche Entdeckung handelte es sich dabei? Der griechische Ausdruck „theoria“ bedeutet ursprünglich „Anschauen“, „Betrachtung“, bald auch „Erkenntnis“.²⁴ Vorgängerbegriffe bezeichnen denjenigen, der eine Schau sieht, was sich auf den Abgesandten der Polis zur Teilnahme an Götterfesten und Orakeln bezog. PLATON hat dann den entscheidenden Schritt getan, indem er den Erfahrungs- und Erkenntnisinn von „Theorie“ feststellt. Bei ihm wird „Theorie“ zum Terminus technicus philosophischen Wissens. An den vorphilosophischen Sprachgebrauch anknüpfend, kann der Begriff bei ihm sowohl sinnliches wie auch geistiges Schauen bedeuten. Die visuelle Metaphorik in PLATONS Erkenntnislehre, die eine Nähe zur Ästhetik besitzt, beschreibt den Zustand des Wissens als Schauen der Gegenstände des Wissens. „Theorie“ bezeichnet im emphatischen Sinn den Blick für das Ganze und Umfassende. Die kontemplative Betrachtung des unveränderlichen Göttlichen, der Idee des Guten, die für alles andere Seins- und Erkenntnisprinzip ist, nennt PLATON im Höhlengleichnis eine „theia theoria“ („göttliche Schau“). Wie man erst aus der Höhle steigen muss, um statt Schattenbilder die Sonne (als Metapher für die Wahrheit) zu erblicken, so muss man entsprechend zur theoria aufsteigen, um in seinem Handeln wirklich orientiert zu sein. Der Aufstieg zur Theorie bedeutet für PLATON, *Orientierung im Handeln* zu erlangen: „theoria“ soll die Praxis des Menschen anleiten und führen!

In der unmittelbaren Nachfolge verbindet PLATONS Schüler ARISTOTELES den Begriff der Theorie eng mit dem der Wissenschaft. Die später als „Metaphysik“ bezeichnete „erste Philosophie“ wird von ARISTOTELES als die

24 Vgl. zum Folgenden König 1998

„theoretische Wissenschaft“ von den ersten Prinzipien und Ursachen bestimmt. Ziel der theoretischen Wissenschaft, die nach dem Seienden als Seiendes fragt, ist die Erkenntnis der Wirklichkeit von ihren Erklärungsgründen („Prinzipien“) her. ARISTOTELES unterscheidet drei Gattungen theoretischer Wissenschaft: Mathematik, Physik, d.h. Naturwissenschaft, und Theologie, die ihm als die vornehmste Wissenschaft gilt, da sie von den ehrwürdigsten Dingen handelt. Die theoretische Wissenschaft tritt als ein Neues zu den praktischen und poetischen (herstellenden) Wissenschaften hinzu. Sie ist nicht Mittel zu etwas anderem, nicht auf Nutzen gerichtet, sondern besitzt Selbstzweckcharakter: Theorie besteht um ihrer selbst willen. Die *theoria* als Tätigkeit des *nus* (der „reinen Vernunft“), die der Mensch mit den Göttern teilt, stellt für ARISTOTELES nicht nur die höchste Stufe des Wissens, sondern auch die höchste Form der Praxis dar. *Theoria* ist Praxis, ist eine praktische Lebensform, die er bei ANAXAGORAS und THALES exemplarisch vorgeführt sieht. Das „theoretische“ Leben (*vita contemplativa*) wird von der politisch-praktischen Lebensform (*vita activa*) und der Lebensform des Genusses abgehoben und nimmt den höchsten Rang ein. In der Folge stellte etwa CICERO (106–43 v.Chr.) in einem wirkungsgeschichtlich einflussreichen Bild die Zuschauer festlicher Spiele über die Kämpfer und Händler und zeichnet auf diese Weise die Lebensform philosophischer „contemplatio“ vor den Beschäftigungen, die des Ruhmes bzw. des Geldes wegen unternommen werden, aus. Das Leben in reiner „theoria“, so ARISTOTELES, ist dem Menschen unmöglich, aber er kann im Vollzug des theoretischen Lebens, der das größte Glück gewährt, danach streben, „so weit wie möglich unsterblich zu werden“. Ein solcher Mensch wird von den Göttern am meisten geliebt.

Für die Baukunst wurde parallel zur Erfindung der wissenschaftlichen Philosophie die *symmetria* zum dominanten theoretischen Begriff und Prinzip. Sie drückt das ideale Verhältnis und den richtigen Ausgleich von Teilen und Gliedern aus. Einmal gefunden und etabliert, wurde der Begriff *symmetria* zum Leitmotiv der Architekturtheorie.²⁵ Aber der Begriff beeinflusste ebenso andere antike Disziplinen und deren Theoriebildung nachhaltig, so dass die Idee, durch *symmetria* einen idealen Ausgleich loser Teile zu erreichen, durchgängig und gegenseitig die theoretischen Erörterungen in der Antike steuerte. Das griechische Substantiv *symmetria* und das Adjektiv *symmetros* begegnen in der Antike ausschließlich in der Bedeutung „mit gleichem Maß gemessen“, „Maßgleichheit“ und werden im Sinne von „Angemessenheit“ gebraucht. Abgesehen von der Geometrie, in der die messbare Vergleichbarkeit bzw. Nichtvergleichbarkeit der Seiten eines Dreiecks terminologisch fixiert ist, konnte der Ausdruck in vielen anderen Bereichen wie der Medizin, bei der richtigen Ernährung, der Biologie und der Ethik zu weiteren Bedeutungen

kommen: Die Symmetrie des Lebens, dass alles im rechten Verhältnis stehe, sei die Eudaimonie, das höchste Lebensglück oder die Glückseligkeit.²⁶ Die Rhetorik kennt Symmetrie als Ausgewogenheit der Rede, und jede Darlegung muss um Symmetrie, d.h. um Verhältnismäßigkeit, bemüht sein. Dieser weite Symmetriebegriff, wie er in der Antike gebräuchlich war, hat seinen Kern in der alle lebenspraktischen Bereiche beherrschenden Grundauffassung des Maßhaltens und macht neben „Proportion“ den zentralen Gehalt der griechischen Schönheitsauffassung aus: Schönheit ist die Symmetrie, die Maßbezogenheit der Teile des Körpers. Später freilich ist dieser ursprüngliche Sinn verloren gegangen, insofern man damit „Achsensymmetrie“ meint, die allein noch die Spiegelbildlichkeit der Teile kennt.

Angesichts eines durchgängigen theoretischen Milieus der klassischen Antike erstaunt es nicht, dass auch Architekten entsprechende Idealprojektionen aufgegriffen und diese in Korrespondenz mit anderen Disziplinen auf ihre eigenen Werke und deren Beurteilung übertragen haben. Damit wird deutlich, dass die theoretische Auseinandersetzung mit Architektur nicht isoliert und abgehoben von dem allgemeinen zeitgenössischen „wissenschaftlichen“ Klima geführt wurde. Das Bedürfnis, eine theoretische Grundlage für ein Handwerk zu schaffen, war mit Einführung und Vollzug der klassisch-antiken Philosophie und Naturwissenschaft allgemein geworden und kann nicht auf einen vereinzelt Bedarf von Architekten zurückgeführt werden. Vielmehr muss davon ausgegangen werden, dass die in anderen Disziplinen diskutierten theoretischen Modelle dann auf Architektur übertragen wurden, wie es ja auch in späterer Zeit immer wieder der Fall sein sollte.²⁷

VITRUV war selbstverständlich bestimmten kulturellen und intellektuellen Strömungen seiner Zeit verpflichtet. Der Anspruch des augusteischen Jahrhunderts bestand u.a. darin, die historisch überkommene Vormachtstellung des Griechentums ablösen zu wollen. Innerhalb dieser gesellschaftlichen Bewegung Roms hat nun VITRUV seinen Beitrag darin gesehen, die italische Bautradition in ihrem Wert als gleichberechtigt der griechischen gegenüber zu stellen und darüber hinaus das künstlerische Potential Roms demjenigen Griechenlands als ebenbürtig zu demonstrieren. Im 2. Jahrhundert v. Chr. hatte Rom Griechenland unterworfen. Mit dem siegreichen Heere kamen auch gebildete Griechen als Geiseln oder als Sklaven in die Hauptstadt des neuen Weltreichs. Einige machten als Hauslehrer die Söhne vornehmer Familien mit griechischer Sprache und Literatur bekannt. Dazu kamen Mythologie und Philosophie der Eroberten. Die ersten Eroberergenerationen bekämpften die Griechen, nicht ohne sie gründlich zu studieren und von ihnen zu lernen. Schließlich ahmte man sie geflissentlich nach.

26 Die philosophische Ethik spricht bis heute vom „guten, gelingenden Leben“ und knüpft damit an Aristoteles an.

27 Denken wir nur an Begriffe wie Post-Moderne und De-Konstruktivismus.

Es erscheint durchaus nahe liegend und nachvollziehbar, dass in dieser rasanten Zeit des Baubooms viele Architekturvorhaben nicht anders als chaotisch und ziellos durchgezogen wurden. Vielleicht sind die *Zehn Bücher* VITRUVS Beitrag, Ordnung ins Bauen zu bringen, eine Ordnung freilich, die er sich nicht anders als durch strenge Regeln und Vorschriften gefasst vorstellen konnte. Bei diesem Unternehmen, das zügellose Bauen zu disziplinieren, hat VITRUV sich sowohl auf römisch-italische als auch auf griechisch-hellenistische Traditionen und Vorgaben gestützt.

4 Vitruvs theoretisches Defizit

Ich fasse an dieser Stelle unsere Überlegungen zum Status VITRUVS und zur Bedeutung seiner Theorie zusammen: Abgesehen von der uns verschlossen bleibenden „wahren“ Intention ihres Schöpfers sind die *Zehn Bücher* die erste uns überkommene Schrift, die man als Architekturtheorie qualifizieren kann. VITRUVS Verständnis von Theorie ist nicht originär, sondern abgeleitet aus einem griechisch-römischen Überlieferungsmix. Die für PLATON und ARISTOTELES essentielle Aufgabe der Theorie, die wesentlichen allgemeinen Bedingungen des menschlichen Handelns zu erkunden, bleibt VITRUV verschlossen. Gerade die für die gesellschaftliche und interpersonale Fundierung der Architektur zentrale Unterscheidung im menschlichen Handeln zwischen *praxis* und *poiesis*, also zwischen „das Leben führen“ und „die Welt verändern“, wird in den *Zehn Büchern* nicht verfolgt. Vielmehr konzentriert sich VITRUV auf die Verkündung verbindlicher Normen der Ästhetik, die er als Proportions- oder Maßgesetze vorträgt. So entsteht erst ein systemischer Zusammenhang von Schönheit und Ordnung, der das Herstellen des „Schönen“ und „Maßvollen“ vom übrigen Handeln des Menschen isoliert. Für PLATON aber, dessen *Timaios* oft und gerne als Quelle der Architekturtheorie herangezogen wird²⁸, bestand die Bedeutung der Schönheit nicht in aufweisbaren Proportionsverhältnissen, diese waren vielmehr ihr „empirischer Bezug“, sondern in ihrer Übereinstimmung mit dem Guten. Im *Timaios*-Dialog begreift PLATON den Kosmos als den schönsten sichtbaren Gott. Kosmos ist das Sinnbild für Ordnung und Harmonie. Im proportionalen Zusammenstimmen von Vielem zur sich selbst genügenden Einheit findet PLATON den Grund des Schönseins. Dieser Grund wird jedoch auch für das *Gutsein* angeführt. Das Ziel des Menschen ist die Einheit mit sich selbst. Die Seele ist gut, wenn sie sich „wohl verhält“. Sie verhält sich entsprechend, wenn der Mensch aus vielem einer geworden ist. Dies ist dann der Fall, wenn alle seelischen Regungen harmonisch zur Einheit gestimmt sind. Dabei wird

die *Mitte* als das rechte Maß gesehen. Das „mittlere Leben“, das das Übermaß nach beiden Seiten meidet, ist deshalb dasjenige, das zur Einheit strebt. Wer lebt, indem er stets die Mitte hält im Leben zwischen dem Zuviel und dem Zuwenig, wird das Gute an sich: der Glücklichste. Ein tätiges Leben in Harmonie hat die Extreme ins Gleichgewicht gebracht, indem es sich an der Idee des ausgleichenden Maßes orientiert. Richtiges Mittel-Maß und angemessenes Verhältnis der Teile untereinander werden offenbar überall zur Schönheit und seelischen Tüchtigkeit. Hans-Georg GADAMER (1900–2002) hat die PLATONISCHE Konzeption des Schönen so ausgedrückt: Denn das ist das Wesen des Schönen: „nicht als eine hinzutretende Eigenschaft neben anderen angebbaren Eigenschaften in jedem Seienden, das schön ist, anwesend zu sein, sondern als ein Sichverhalten des Ganzen in seinen Teilen *zu sich selbst*; schönes Verhältnis sichtbarer Maße, schönes Verhalten und schöne Haltung menschlichen Tuns und Seins: beides im Einklang von Seiendem mit sich selbst, eine Vollendung, ein Sich-genügen“²⁹.

GADAMER weist darauf hin, dass das Maß nicht eine jenseitige oder außermenschliche Norm ist, sondern Schönheit, Angemessenheit und Wahrheit des menschlichen Verhaltens zu sich selbst: *ein Sichverhalten des Ganzen in seinen Teilen zu sich selbst*. Denn es ist der Mensch, der sich auf das Gute hin versteht, indem er sich in Schönheit, Angemessenheit und Wahrheit bildet. Das Maß bindet ihn nicht von einem Übermächtigen und Übermenschlichen her. Das Maß ist eine Weise des menschlichen Sichverhaltens. Alles in allem ist allein der Mensch, nicht die Kunst oder etwas Hergestelltes oder die Natur, der Grund des Schönen.

PLATON macht den Grund des Schönen immer wieder in einer menschlichen Haltung fest. In der unanschaulichen Selbsterfahrung des „Guten an sich“ zeigt sich zugleich das „Schöne an sich“, beide eingebunden in die objektive Maßform von zum Beispiel Gesang und Tanz. „Erfahrung“ meint bei PLATON Teilhabe an etwas Objektivem, die zur maß- und formvollen inneren Verfassung führt.

Damit sind Theorie und Maß in den Kontext des gesellschaftlichen Lebens sowie des Handelns des Menschen gerückt, dessen Prinzipien die Wissenschaft aufzuklären hat. Das Handeln differenziert sich dann einmal hinsichtlich der Lebensführung, also der Besprechung und Umsetzung der individuellen und gemeinschaftlichen Ziele, und zweitens hinsichtlich des Bewirkens, nämlich einer geplanten Veränderung der Umwelt. Der Zusammenhang von Handeln und Prinzipien wird uns in der ersten Vorlesung beschäftigen.

5 Theorie und Praxis

Nachdem wir die klassische, vorvitruvsche Aufgabe von Theorie entwickelt haben, werden wir uns zum Abschluss der Einleitung mit der Erwartung beschäftigen, die wir einer zeitgemäßen Theorie der Architektur entgegenbringen wollen. Offensichtlich geht es jeder Theorie um das Beibringen eines Wissens. Hans JONAS (1903–1993) unterscheidet beispielsweise das „theoretische“ vom „praktischen“ Wissen.³⁰ Die theoretischen Wissenschaften im klassischen Sinn befassen sich mit den unveränderlichen und ewigen Dingen. Solche Dinge können nur „angeschaut“, nicht indes einem Tun oder einer Bearbeitung unterworfen werden. Dem gegenüber zielen die praktischen Wissenschaften nicht auf „Theorie“, vielmehr sind sie „Kunst“. Dieser heute nur mehr dem philosophisch-philologischen Gespräch vertraute Begriff von „Kunst“ (techné) meint das Wissen, wie etwas Veränderliches planvoll verändert werden kann, nämlich im Sinne der Künste eines Handwerks, zu denen ARISTOTELES beispielsweise auch die Künste des Arztes und des Baumeisters zählte. Alles praktische Wissen basiert auf Erfahrung. Welche Verbindungen bestehen nun zwischen beiden Wissensformen, der theoretischen und der praktischen? „Die Leitung, welche die Theorie hinsichtlich der Künste übernehmen kann, besteht nicht im Fördern ihrer Erfindung und Ersinnen ihrer Methoden, sondern im Erleuchten ihres Benutzers (sofern er am theoretischen Leben teilhat) mit der Weisheit, jene Künste weislich, d.h. im richtigem Maße und zu richtigen Zwecken zu benutzen.“³¹ Derjenige, der für die Herstellung von etwas zu sorgen hat, wird also auf Erwartungen und Ziele aufmerksam gemacht, die zunächst außerhalb seines „praktischen“ Horizonts liegen.

„Theorie“ in diesem Verständnis, so stellen wir mit JONAS fest, wird von den Künsten in Gebrauch genommen, damit deren eigenes Werk überhaupt gelingen kann. Welchen Spielraum, der ja offensichtlich zwischen Gelingen und Scheitern liegt, legt der Einsatz von Theorie nahe? Er rückt die Frage des Gebrauchs der hergestellten Dinge entschieden ins Licht: „Wozu findet Gebrauch statt? Der letzte Zweck allen Gebrauchs ist derselbe wie der Zweck aller Tätigkeit, und dieser ist zweifach: Erhaltung des Lebens und Verbesserung des Lebens, d.h. Förderung des guten Lebens.“³² Das Wissen, auf welches bei der Klärung des Gebrauchs verwiesen wird, ist also nicht ein technologisches oder Herstellungs-Wissen, und das Gebiet, von dem Erkenntnisse dieser Art erwartet werden dürfen, ist nicht eine Ingenieurwissenschaft. Technik und Ingenieurwissenschaften können (und wollen) die Frage nach dem Wozu ihrer Hervorbringen nicht selbst beantworten. Denn die

30 Jonas 1994, 314

31 A.a.O.

32 A.a.O., 316

Frage nach dem Wozu ist eine Frage nach dem „Wert“ einer Leistung für ein Gemeinwesen bzw. seine Mitglieder. Insofern und so lange sich die Technik selbst als „wertfrei“ begreift, bleibt ihr diese Dimension des „Guten“, des „Glücken“ des Lebens, verschlossen.

Wir sind inzwischen auf ein Verständnis von Glück oder vom Guten gestoßen, das uns eine empirische (d.h. experimentelle) Wissenschaft nicht verschaffen kann, sondern das auf das Verhältnis von Theorie und Praxis verweist. Diese Dimension des menschlichen Handelns hat weder VITRUV gekannt, noch diskutiert sie die zeitgenössische Architekturtheorie. Unsere Aufgabe wird es sein, den Architekten in den Mittelpunkt dieses Verhältnis zu stellen: er ist darin verstrickt. Denn er muss um die Zwecke des Gebrauchs von Architektur ebenso wissen wie um die fachgerechten Regeln der Herstellung eines Gebäudes. Seine Berufspraxis besteht nämlich nicht allein im technischen Verfügen über Naturprozesse und in der Anwendung von empirisch erzeugten Wissensformen, sondern ebenso in deren praktisch-situativen Bezügen und Interpretationen. Der Architekt hat mit bedeutenden architekturrelevanten Wissensbeständen zu tun, die selbst nichts darüber aussagen, wie ihr Inhalt kritisch bezüglich des Umsetzens in die Praxis zu beurteilen ist. Zwar geht etwa das ingenieurwissenschaftlich erzeugte Wissen auf regelrechte Kenntnisse einer Disziplin zurück, jedoch „ein reflektiertes Bewusstsein von dem praktisch Notwendigen“³³ liegt nicht in Selbstverständnis und Horizont dieses Wissens. Mit Jürgen HABERMAS (*1929) wollen wir diese Anforderungen an das Können des Architekten „Orientierung im Handeln“ nennen. Wir nehmen ausdrücklich HABERMAS' Hinführung und Frage auf: „Das Verfügenkönnen, das die empirischen Wissenschaften ermöglichen, ist mit der Potenz aufgeklärten Handelns nicht zu verwechseln. Ist aber deshalb Wissenschaft überhaupt von dieser Aufgabe einer Orientierung im Handeln dispensiert?“³⁴

Theorie findet ihre Motivation darin, dass sich eine „Wissenschaft von der Architektur“ vor allem in technologischer Hinsicht etabliert hat, dabei sich ungebunden an lebensweltliche Bedeutsamkeiten und Verpflichtungen wähnt. Es ist nicht unsere Aufgabe, diesen historischen Prozess der Autonomisierung einer technisierten Baufachwissenschaft zu rekonstruieren. Statt dessen will ich darauf hinweisen, dass Theorie und Wissenschaft nicht schon immer zusammen gehörten, denn „Wissenschaft“ im Sinne des Verfügens über ein entsprechendes Fachwissen lässt sich sehr wohl als Einsicht, über die ein Meister verfügt, der sich auf die Dinge seines Handwerks versteht, begreifen. So lange ein „technisches Können“ lebensweltlich integriert ist, liegt eigentlich kein Grund vor, warum Wissenschaft nicht mit der praktischen Welt des Notwendigen und Wünschenswerten verbunden bleiben

33 Habermas 1981, 111

34 A.a.O., 112

könnte. Erst wenn Wissenschaft und Technisierung sich in lebensweltlich abgeschottete Sektoren ausdifferenzieren, sich vom unmittelbaren situativen Anwenden und von der praxisnahen Beobachtung ihrer Folgen emanzipieren, wird Theorie benötigt, um den *Übergang* der unabhängig gewonnenen allgemeinen Kenntnisse und Wissensbestände in die besondere Welt des praktischen und schaffenden Lebens kritisch zu begleiten. Als Theorie bleibt sie sich selbst und ihren eigenen Ansprüchen verpflichtet. Indem aber Theorie bewusst und gezielt ihrerseits zum Beispiel als methodisch kontrollierte hermeneutische Wissenschaft vom Wohnen oder von der pragmatischen Ästhetik ausgestaltet wird, nimmt sie die Form der auch das praktische Dasein leitenden Einsicht an: Sie ist Wissen der Gründe, Ursachen und Folgen der Dinge. Da sie aber zum Beispiel als Wohnwissenschaft mit den Prinzipien der Architekturtheorie vertraut ist, kann sie immer über die Vermehrung und Verwertbarkeit des wissenschaftlich erzeugten Wissens hinausfragen: Welches pragmatische (Lebens-)Ziel soll dessen Anwendung fördern? Das Vermögen, entsprechende Fragen stellen und beantworten zu können, werde ich Orientierungswissen nennen. Warum muss uns dieses Vermögen so sehr interessieren?

6 Architekturtheorie als Orientierungswissen

Jürgen MITTELSTRASS (*1936) hat zwischen einem Verfügungs- und einem Orientierungswissen unterschieden. Während ersteres das technische Können des Menschen und ebendiesem Zugriff auf unsere Welt steigert und auf immer weitere Bereiche ausdehnt, stellt das Orientierungswissen dem Menschen die dazu notwendigen Begründungen und Zielperspektiven bereit. Keine Frage: das Verfügungswissen ist am Fortschritt ausgerichtet und darin positiv; aus diesem Grund benötigt es einen Orientierungsrahmen an seiner Seite, damit die Einwirkungen auf unsere Lebensformen mit ihren pragmatischen Sinnhorizonten bedacht werden: „Es [das Verfügungswissen, A.H.] beantwortet Fragen nach dem, was wir tun *können*, aber nicht Fragen nach dem, was wir tun sollen. Also muss zum positiven Wissen ein handlungsorientierendes Wissen, eben das Orientierungswissen hinzutreten, das diese Aufgabe übernimmt.“³⁵ Der zentrale Schritt ist schon gemacht, wenn wir ganz selbstverständlich dazu kommen, beide Wissensformen zu unterscheiden und deren jeweilige, weil unterschiedliche Bedeutung uns klar machen. Wissensformen liegen ja nicht in oder an den Dingen, mit denen wir umgehen, selbst vor. Vielmehr müssen wir diese Unterscheidung schon in unserer Sicht auf die Dinge praktizieren. Konsequenterweise muss also

schon in unserem Umgangskönnen jene Orientierung an wünschenswerten, vernünftigen und begründbaren Zwecken und Zielen verankert sein, damit unser Tun verantwortbar ist. Orientierungen vollziehen sich praktisch als bestimmtes Orientierungskönnen im Einzelfall. Nur zu wissen, um was es je geht, reicht nicht aus. „Orientierung ist allemal etwas Konkretes, nichts Abstraktes, etwas, das man kann, das man tut, nicht etwas, das man weiß [...]“. ³⁶ Dabei bleibt jedoch auch festzustellen, dass ein belehrendes Beibringen von Orientierungswissen kaum von Erfolg geprägt sein kann. Andreas LUCKNER (*1962) hat auf die persönliche Verankerung des Richtungenkönnens hingewiesen. Insofern Orientierungen immer *Selbst*-Orientierungen sind, beinhalten sie das Vermögen einer Person, ihren Aktivitäten eine Richtung zu geben. ³⁷ Es ist aber nicht wirklich möglich, jemand anderen zum Beispiel durch eine Belehrung zu orientieren. Man kann andere Menschen nicht mit Mitteln der Expertenberatung oder durch wissensbasierte Vermittlung von einschlägigen Kenntnissen so in seinem Handeln orientieren, wie man ein Kirchengebäude nach Osten ausrichtet. Jeder erwachsene Mensch muss selbst entscheiden, welchen Weg sein Leben nehmen soll, muss sich selbst orientieren. Man kann so viel Orientierungswissen in die Welt setzen, wie man will, worauf es aber allein ankommt, ist, dass die Adressaten dieses Wissens die genannten Ziele auch als *ihre eigenen Zwecke* setzen. Nur wer diese Orientierungen für sein Handeln auch als maßgeblich erachtet, verfügt über das entsprechende Wissen. Es ist nur dann effektiv, wenn Menschen es *als für ihre Handlungsleitung* anerkennen. LUCKNER weist auf das unhintergehbare subjektive Moment beim Orientierungswissen hin. „Richtungen“ bestimmen eine Lebensführung im Ganzen. Ob die getroffenen Entscheidungen zu einem passen oder nicht, ob sie uns befriedigen oder nicht, stellt jeder nur als seine gemachte Erfahrung fest. So ist das Orientierungswissen abhängig von den Erfahrungen, die wir nur selbst machen können und müssen. Und man kann sich mit anderen darüber nur verständigen, wenn man in irgendeiner Weise auf ähnliche Erfahrungen zurückgreifen will. Der Zusammenhang von Verfügungs- und Orientierungswissen, wie wir ihn oben schon andiskutiert haben, präzisiert sich nun mit den Ausführungen von LUCKNER folgendermaßen: Damit ein Verfügungswissen über Richtungen tatsächlich in einer bestimmten Situation den Handelnden orientiert, muss es in die konkrete Perspektive des Orientierungssubjekts überführt sein. Architekturtheorie darf darauf hoffen, dass sie ihre Adressaten zu Einsichten führt, die sie bei ihrem Handeln richtunggebend leiten.

Wir haben in dieser Einleitung die Frage nach der Theorie gestellt. Wir konnten feststellen, dass VITRUVS Antworten unzureichend sind. Mehr noch,

36 A.a.O., 42

37 Vgl. Luckner 2005, 28 ff.

VITRUV hat das zentrale Anliegen und die fundamentalen Fragen von Theorie nicht gesehen. Ihr Anliegen ist, die lebensweltliche Motivation der menschlichen Hervorbringungen umfassend zu bedenken. Die „theoretische“ Frage nach der Architektur lässt sich allgemein als Frage nach dem Werden von künstlich Hergestelltem auffassen. Wie aber, so lautet nun unsere Kernfrage, muss dieses Werden von künstlich Hergestelltem untersucht werden, damit in der Antwort auch das „Wozu“ und „Worumwillen“ dieses Werdens thematisiert ist? Denn gerade das Ansprechen von Zwecken und Zielen unseres Tuns zeichnet unsere „Orientierung im Handeln“ aus. In den nachfolgenden Vorlesungen gilt es zu zeigen, wie Architekturtheorie eine „Orientierung im Handeln“ unterstützen kann, insofern sie die (lebensweltlich relevanten) Prinzipien von Entwerfen, Wohnen und Räumlichkeit aufzeigt. Architekturtheorie will also zu Einsichten führen, die jeder Leser nur selbst vollziehen kann. Das heißt, sie vermittelt eine bestimmte „Form des Wissens“. So bleibt also stets die Verbindung von praktischem und theoretischem Erkennen zu beachten. Der Architekturtheorie, wie jeder anderen Theorie, geht es um die Hinführung zu Prinzipien, an denen sich der Architekt in seiner Praxis ausrichten kann. Die Prinzipien *in der Praxis* zu entdecken, gehört nicht ins Umfeld des theoretischen Argumentierens. Vielmehr muss der Architekt *selbst* am vorliegenden Einzelfall, in der Regel im Entwurfshandeln, die Prinzipien „anwenden“. Anwenden meint jedoch nicht die Ableitung aus einem Höheren, also einer simplen Beziehung von Allgemeinem und Besonderem nachzukommen. Zwar führt uns jeder Praxisfall „von sich aus“ zu den Prinzipien, zugleich erspüren wir jedoch, dass jeder Fall etwas Einmaliges und Besonderes ist, dem wir immer wieder aufs Neue gerecht werden müssen.